

Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt
Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Band: - (1910)
Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ST. ELISABETHS.

≡ ROSEN ≡

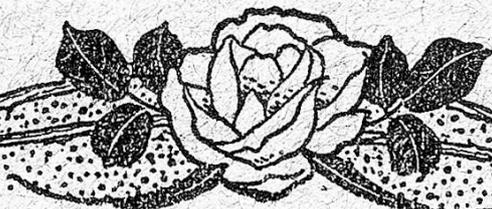
HERAUSGEBEBEN VOM
SCHWEIZ. KATHOLISCHEN
FRAUENBUND

DER KATH. FRAUENZEI-
TUNG. NEUE FOLGE

LUZERN. DRUCK UND
VERLAG. RABER & Co

1910

Heft 10



GALACTINA Alpen-Milch-Mehl

Beste Kinder-Nahrung
In Apotheken, Drogerien etc



Kleines Hänschen will versuchen
Galactina und auch Kuchen.

5919

Richter's Ankersteinbaukasten

ein Idealspiel für Kinder jeden Alters
ist zu beziehen durch

Räber & Cie., Luzern

Dank

seiner ausgezeichneten, stets
gleich bleibenden Qualität hat
sich Singers Hygienischer
Zwiebad auf dem Markte
den ersten Platz erobert.

Singers Hygienischer Zwie-
bad ist unentbehrlich für Ma-
genleidende, leistet vorzügliche
Dienste im Wochenbett und
in der Kinderernährung.

Medizisch vielfach empfohlen
und verordnet.

An Orten, wo nicht erhält-
lich, schreiben Sie direkt an die

Schweiz, Bretzel- und Zwieback-
Fabrik Ch. Singer, Basel.

Unreines

Blut, Hautausschläge, Ra-
chitis, Scropheln, Flechten
und Drüsen verschwinden
durch eine Kur mit

GOLLIEZ' Nusschalensyrup

(Marke: „2 Palmen“).

Beste Ersatz für Lebertran.

Zu haben in allen Apo-
theken in Fl. à 3 Fr. und
5.50 und in der

Apotheke Golliez, Murten.

Wir machen aufmerksam auf unsere beliebten Kalender für 1911:

Der christliche Hauskalender

Der Thüring'sche Hauskalender

Wandkalender auf Karton aufgezogen à 30 Cts.

Taschenkalender mit Märkten und Papier für Notizen
à 30, 70 Cts. und Fr. 1.—

Räber & Cie., Buchhandlung,
Frankenstrasse und Weinmarkt.

St. Elisabeths-Rosen

Monatschrift für die christliche Frauenwelt
Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes



Redaktion: Anna Winistörfer.



10. Heft | Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr | 1910

Die letzte Nacht im Elternhause.

Das griff ans Herz, und ich vergeß es nimmer:
Es war die letzte Nacht im Elternhaus.
Zieh'n sollt' ich mit dem ersten Frührottschimmer,
Vielleicht auf immer in die Welt hinaus.

Noch lag ich schlaflos auf dem weichen Pfühle;
Denn viel bewegte mir die junge Brust:
Des Heimwehs Vorgefühl, des Scheidens Schwüle,
Und Hoffnung doch und rege Wanderluft.

Da schlug es zwölf. Die Lampe brannte trübe,
Und leise schritt es durch die Kammertür —
Ein Geist erschien mir, doch ein Geist der Liebe;
Denn meiner Mutter gleich erschien er mir.

Sie nahte still, als wollte sie nicht stören
Des Sohnes, wie sie meinte, tiefe Ruh'.
Ich hör't sie, doch ich schien sie nicht zu hören;
Ich sah sie, doch ich schloß die Augen zu.

Wie nah ihr Odem! Ihre Hände lagen
Auf meinem Haupte, wie schon oft zuvor —
Erlauscht ich auch nicht ihrer Lippe Klagen,
Mein Herz vernahm, was nicht vernahm mein Ohr.

Dann fühlt' ich ihre Wangen auf der meinen —
Warum umschlang ich liebevoll sie nicht,
Als ich sie weinen hörte, schmerzlich weinen,
Und eine Träne fiel auf mein Gesicht?

Und nochmals neigte sie den Mund, den frommen,
Und küßte leise diese Träne fort:
Drauf ging sie wieder — still, wie sie gekommen.

Am Morgen schied ich, ohne ihr zu sagen,
Was ich geseh'n, doch wie ein heilig Gut
Treu hab' ich die Erinnerung getragen
Im Herzen, wo des Menschen Bestes ruht.

Und dann, als ich nach wechselvollen Jahren
Am off'nen Grabe meiner Kinder stand,
Da hab' ich tief erbebend erst erfahren,
Was jene Nacht mein Mütterlein empfand.

Und Lieb' und Reue, Dank und heißes Sehnen,
 Ich kost es füglich, koste sie nicht aus.
 Wohl bin ich glücklich — aber oft in Tränen
 Denk' ich der letzten Nacht im Vaterhaus.

B. Bettmann.



Erlachs Tochter.

Erzählung von Sylvia.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

XIV. Eine böse Stunde.

Es war Winterszeit.

Tiefe, stille Kälte lag über Berg und Tal. Alle Dächer waren weiß und jeder Pfahl hatte sein schneeiges Käppchen auf. Die Wintergeister spannen überall ihr krystallenes Netz. Eiszapfen an Brunnen, Eisspiegel in Seen, Bächen und Gräben, Schneegänse hoch am Himmel oben.

Im Schloßsaale zu Rudenz in Gismil prasselte ein lustiges Feuer im mächtigen Kamin, und vor demselben stand der Herr des Hauses und starrte in die hochaußpreizenden Flammen. In der Hand hielt er ein Manuscript, das er heftig zwischen den Fingern zusammenpreßte und halblaut kam es von seinen wulstigen Lippen: „Soll ich das verdammte Pergament, das mich schon Jahre lang zum Sklaven des geizigen Georg macht, und das so glücklich in meine Hände gelangte, verbrennen?“

Angstlich griff er nach der Stirn und dann wieder ans pochende Herz. . . .

Unschlüssig stand er eine Weile da. Sein Auge flammte unheimlich auf. . . .

„Es sei!“ Mit rascher Handbewegung schleuderte er das Manuscript in die verzehrende Glut, während ein höhnisches Lächeln seine Züge fast häßlich entstellte. Dann ließ er sich schwer auf einen gepolsterten, mit Hirschleder überzogenen Armstuhl nieder und rieb sich vergnügt die Hände, sich in halblautem Selbstgespräch lobend, daß er so leicht einer drückenden Schuld losgeworden. „Ha — wenn Mechtildis es ahnte, daß ich aus dem Geheimfach ihres abwesenden Gemahls glücklich das verhängnisvolle Schriftstück erobert, während sie mit meiner frommen Gattin gottselige Gespräche über echte Kindererziehung führte. . . . Aber warum war auch das Zimmer des Herrn Georg so willkommen offen.

Und warum hatte mir Mechtildis einst die verborgene Klappe so hübsch gezeigt und erklärt, ja als ein wahres Kunstwerk gerühmt, um in dem feinen Möbel alles zu bergen, was man vor Dieben sicher haben möchte. Köstlich! Jetzt bin ich mit einem Schlage all die Placereien los, dies ewige Mahnen und Drängen, im Rückerstatten nicht so saumselig zu sein. Herr von Hunwil, ohne Schuldschein bekommt man nichts von Ritter Jost, und dieser Schuldschein, dies euer Pfand gibt nun in den Flammen den Geist auf. Es ist vorbei! Ich bin frei! Daß ich Tor es nicht längst gewagt; aber Not bricht Eisen!“

Vor der Türe wurde es lebendig und Kinderschritte vernehmbar. Schon streckte ein munteres Kleines sein rundes Köpfschen hinein, um alsbald erschrocken sich wieder zurückzuziehen. Das reizte offenbar Ritter Rudenz. Hastig zur Türe eilend, riß er sie auf und rief in barschem Tone: „Herein da, aber keinen Lärm gemacht.“

Jetzt erschien Frau von Rudenz, und an ihr Kleid klammerten sich rechts und links die zwei Kleinsten, ein Knäblein von 2 und ein Mädchen von 3¹/₂ Jahren.

Es war nicht mehr die stattliche, lebensfrijche Erscheinung von früher. Durch das üppige, blonde Haar zogen sich stark bemerkbar schon einige graue, fast weiße Streifen. Die Wangen waren fahl, und aus den matten, ernsten Augen blickte ein Herz voll Wehmut, voll schmerzlicher Enttäuschung, ein Herz, das von heimlichem Kummer, wie von mörderischen Lianen umschlungen, die ihm das süße Lebensblut langsam ausaugten. Und doch lag wieder eine wunderbare Ruhe, eine stille Ergebung in diesen abgehärmten Zügen und eine milde Sanftmut klang aus der weichen Stimme, als sie gütig ihren Kindern zusprach: „Gebt doch dem lieben Vater die Hand, und du klein Röschen, zeig ihm das niedliche Spiel, das dir gestern Tante Mechtildis herüber gesandt.“

Doch Röschen, das mit dem Scharfblick der Kinder die Wetterwolke auf Vaters Stirn, die sich jeden Augenblick zu entladen drohte, schon bemerkt hatte, versteckte sich scheu hinter der guten Mutter und brach in lautes Weinen aus.

Ritter Jost war aufgesprungen und wollte den kleinen Schreihals Gehorsam lehren, als Margarita flehentlich bat: „Tu doch dem armen Kinde nichts“, und ihm die Kleine entreisßend, die er am Armchen gefaßt, sagte sie befehlend zu derselben: „Sofort, Röschen, gib Vater die Hand.“

Zögernd taten es die Kinder und verließen dann eilig den Saal. Jetzt brach das mühsam verhaltene Gewitter los.

„Du entfremdest mir noch ganz die Kinder“, herrschte Rudenz seine Gattin an. „Dies Zuckerbüchchen, diese Mädchen werden von dir derart verhätschelt und zu weinerlichen Geschöpfen erzogen, daß man nicht meinen sollte, sie seien Nachkommen eines strammen Ritters. Wenn nicht anders zu Werke gegangen wird, so kommen auch diese nicht auf und folgen dem Ältesten, der jetzt schon ein großer Junge sein dürfte, wäre er nicht durch Verzärtelung dem frühen Tode verfallen.“

„Nun, lieber Jost“, entgegnete Margarita wehmütig, schmerzlich berührt durch die Erinnerung an den vor einem Jahre erfolgten Hinschied ihres Erstgeborenen, „sei etwas lebenswürdiger gegen die armen Kinder und sie werden dir mit Freuden anhängen. Deine Kälte, dein barsches Wesen muß sie ja einschüchtern.“

„Hab mirs gedacht“, lachte Ritter Rudenz bitter. „Es vergeht einem, süß und lebenswürdig zu sein, wenn man die volle Last für die ganze Sippschaft allein zu schleppen hat. Ich möchte doch einmal wissen, wann dein Herr Vater so ritterlich sein wird, endlich sein Wort zu halten.“

Frau von Rudenz kämpfte das bittere Gefühl, das ihre Brust beengte, tapfer nieder. Sie war an derartige Vorwürfe gewohnt und wußte, wo sie hinauswollten. Sie schwieg und schürte gelassen das Feuer im Kamin.

„Nun denn, bin ich etwa keiner Antwort mehr wert, gnädige Herrin?“ rief Jost spottend.

„Soll ich dir sagen, was ich schon oft gesagt und dich inständig gebeten habe? Wendere einmal dein leichtfertiges Leben, und mein Vater wird gerne uns beistehen, wenn wir Geld nötig haben, wie dies eben wieder der Fall ist. Nicht mein Vater hält das Wort nicht, sondern du, . . . der du doch schriftlich die Zustimmung gabelst, daß er selbst mein Vermögen verwalte, so lange er lebe.“

Rudenz war bald rot, bald bleich geworden. Seine Lippen bebten. — Die Hände krampften sich ineinander. — Doch er schwieg. . . . Margarita indes fuhr kühn fort: „Unserm guten Schwager Georg müssen wir doch das Anleihen, das er dir vor Jahren schon gemacht, endlich zurückerstatten. Glaube mir, ich sinne selbst Tag und Nacht nach, wie wir das tun können. Schon ist mir der Gedanke gekommen: Wie wärs,

wenn wir den köstlichen Rappen verkauften, der doch nutzlos im Stalle steht, da ich Wichtigeres zu tun habe, als auszureiten.“

„Nicht übel“, sagte Rudenz kurz. „Uebrigens, um die Schuld unseres Herrn Schwagers Georg von Hunwil brauchst du dir keine grauen Haare wachsen zu lassen. Die ist bezahlt, sehr gut bezahlt.“

„Bezahlt?“ fragte erstaunt Margarita. „Und doch hat kürzlich Mechtildis, als wir beide zu Besuch drüben waren, die alte Schuld zu tilgen, da Georg sonst immer unwilliger werde. Seit wann bezahlt, Jost?“

„Das kann dich doch wenig scheren; die Hauptsache ist, daß die Schuld nicht mehr existiert.“

Ueberrascht und ungläubig schaute Frau von Rudenz auf ihren Gatten, der ans Fenster getreten, mit seinen Fingern auf die bunten, runden Scheiben trommelte. Sie wagte keine Frage mehr. Es hatte sie plötzlich eine ungewohnte Angst und Unruhe gepackt.

Da drehte sich Ritter Jost und begann von neuem: „Margarita, die Schuld des Herrn von Hunwil, die übrigens jetzt abgetan, ist eine Nebensache. Ich muß für ganz andere Zwecke Geld haben.“

„Für welche?“

„Bin ich verpflichtet, einer Frau das zu sagen, die immer Ach und Weh jammert und wegen jeder Kleinigkeit sich zu Tode ängstigt. . . . Vielleicht werde ich's dir später anvertrauen, aber Geld muß ich haben, sonst . . . gehen wir alle zu Grunde. Verstanden? Da hilft keine Gegenrede. Ich habe daher im Sinne, morgen nach Bern hinüber zu reisen.“

„Zum Vater?“ fragte Margarita sichtlich erschrocken.

„Fällt mir nicht ein! Aber zu deinem reichen Bruder Rudolf; der kann mir doch aus der Klemme helfen; denn Geld muß her.“

„In Gottes Namen, wenn's sein muß; aber dann stelle dein Gesuch eher Bruder Ulrich.“

Ulrich allein hatte die Tochter Erlachs ihre schweren Sorgen anvertraut, die sie seit Jahren trug, und an ihm stets ein mitleidiges, mitfühlendes Bruderherz gefunden; darum ihr Vorschlag.

„Ist mir schon recht. Ulrich oder Rudolf, das verschlägt nichts, wenn ich nur Geld erhalte. Also auf morgen.“ —

Rudenz verließ triumphierend den Saal.

Margarita schwindelte es. Sie mußte sich an den goldverzierten Stühlen halten, um nicht umzusinken.

„Mein Gott!“ flugte sie, „was soll das werden! O, Leidenschaft, welche furchtbare Leiden schaffst du!“ Wie war allmählich Jost so ganz anders geworden, immer wilder, immer trotziger, immer härter! War das derjenige, der ihr einst geschworen, sie auf den Händen tragen zu wollen? — — War das derjenige, der sie in diese Burg geführt, mit den Worten: „Das soll dein Paradies sein“? . . . Längst war es zur Hölle geworden! War das derjenige, der ihrem teuren Vater es heilig versprach, ein rechter Mann zu werden, und der vorgab, nur an ihrer Seite erreiche er dies schöne Ziel? . . . Barmherziger Gott! Und jetzt? . .

Die eigenen Kinder fürchteten sich vor ihm, und sie selbst empfand Angst und Beflommenheit in seiner Nähe.

Aber auch Ritter von Rudenz war es in der Nacht vor seiner Abreise nicht wohl. Schreckliche Träume quälten ihn. Bald war es ihm, als prasselte in den Feuerflammen des Kamins nicht der gestohlene Schuldschein seines Schwagers, sondern andere, für ihn wichtige Dokumente. Bald meinte er, er selbst werde von fürchterlichen Gestalten gepackt und in die Glut geworfen. Stöhnend war er aufgewacht. Das Gewissen wurde nochmals zum ernstesten, furchtbar ernstesten Ankläger.

Wie . . . hatte er nicht mit dieser Diebstat die Bahn des eigentlichen Verbrechens betreten? . . . War das nicht der erste Schritt in den Abgrund, aus dem es keine Rettung mehr gab? . . . Sollte er vorwärts auf dem abschüssigen Wege? . . . Bis zu jener verhängnisvollen Stunde, da er unschlüssig vor dem Kaminfeuer gestanden, war er wohl ein leichtsinniger Spieler, ein Verschwender, ein eitler, staatsmachender Großsprecher gewesen, aber kein Verbrecher. Heute erkannte er sich plötzlich zu seinem eigenen Entsetzen, als solchen. Sollte er zurück? . . . Sollte er vorwärts? . . .

Wohl flüsterte sein guter Engel bittend: „Kehre um! Gehe zurück.“ . . .

Aber grinsend standen auch die bösen Furien: Stolz und Hochmut, Feigheit und Genuß an seiner Seite und betonten gebieterisch: „Sei keine Memme! Vorwärts! Zurück ist's zu spät!“ . . .

In seiner Nähe schlummerte seine unschuldige Gattin, seine Margarita, die er mit so großer Innigkeit und Zärtlichkeit einst geliebt, ja geliebt so lange, bis sie energisch seiner Leidenschaft entgegentrat. Dann opferte er „dieser“ sein Liebstes, und damit Friede, Freude, Wohlstand und Glück. Sollte er Frau und Kinder ins Elend stürzen?

„O, zurück! zurück!“ flehte es nochmals mit ganzer Macht in seiner zerrissenen Brust.

Allein Ritter Jost glich einem Schiffbrüchigen, der das Rettungsboot zurückstieß, weil es ihm an Kraft gebrach, dasselbe zu besteigen.

Schon früh des andern Tages war Rudenz im Stalle, um sich sein Roß satteln zu lassen. Kurz war der Abschied von seiner treuen Gattin, die ihn bangenden Herzens aus dem Schloßhose reiten sah.

Es war ein bissig kalter Februarmorgen. Der Himmel mit flockigem Gewölk überzogen. Am Brunnteiche flatterte erschreckt der prächtige Eisvogel, mit rostroter Brust und glänzendem, lasurblauem, ins grünliche schillernde Gefieder, auf und die Wildente fiel schnatternd in das offene Altwasser, aus dessen Tiefe grüne Wasserpflanzen heraufblickten, wie ein versunkener Frühling.

Gleichmäßigen Trittes trabte der Ritter durch die winterliche Landschaft dahin.

Seltzam — noch nie war ihm, trotz Winterkleid, seine teure Heimat mit Hügeln und Bergen, mit Bächen und Seen so schön vorgekommen, wie heute. Jeder Pfad, jedes in weißem Schmutz prangende Gelände und Gehöfte weckte frohe Jugenderinnerungen. Die verschneiten Hochwälder, die in tiefem Schweigen dalagen, erzählten ihm vertrauliche Geschichten längst zerronnener Tage.

Ein unbekanntes Wehgefühl durchzog sein Herz; eine unbestimmte Vorahnung, daß er dies schöne Land, dies teure Land zum letztenmal gesehen. Unwillkürlich wandte er sich um und hielt die Hand beschattend vor seine Augen. Er schaute lange, lange nach Schloß Rudenz zurück und dann nach Sunwil hinüber und zitternd kam es von seinen Lippen: „Margarita! Mechtildis!“ . . . Dann trieb es ihn vorwärts in wildem Galopp, so daß nach einer Stunde sein Köhlein dampfte.

„Wohin so eilig, gnädiger Herr?“ sprach ihn ein Landmann, ein reicher Bauer von Giswil, an, der allbekannte Viehhändler Migi von Unterboden, der einige Prachtexemplare seines flotten Viehstandes zu seinem Bruder an die Hirtung trieb. Rudenz grüßte leutselig, wie das Fremden gegenüber immer der Fall war.

„Nach Bern hinüber, Unterbodner“ und dabei schaute er den behäbigen Bauer an. Er kannte ihn seit Jahren und wußte, daß er einst ein armer Kuhhirt des ehemaligen Besitzers des Unterbodenhofes gewesen und jetzt als wohlhabender Mann galt.

„Ihr habts weit gebracht“, sagte Ritter Jost, „daß es einem ordentlich Wunder nimmt, wie ihrs angestellt, zu so schönem Heimwesen zu kommen.“

„Ja, wissens, gnädiger Herr, ich allein hätt's wohl nicht fertig gebracht, wenn ich nicht drei so treffliche Hausräte gehabt hätte.“

„Hausräte, welche, darf man fragen?“

„O, warum nicht? Ist bald gesagt; es sind: der Haushund, der Haushahn und die Hauskaze.“

„Ihr spottet, Migi“, lachte der Edelmann.

„Durchaus nicht. — Es ist mein vollster Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind heranschleicht und dann heißt es: aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht und dann heißt es: aufgestanden! Und die Hauskaze pußt sich, wenn ein werter Gast ins Haus kommt und dann heißt es: aufgerichtet! Oder, wenn ihrs deutlicher haben wollt: ich mein halt, drei Dinge gehören dazu, um einem Hause aufzuhelfen: Vorsorge für alles, was Schaden kann; Tätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohltun. — Darum lob ich mir meine Hausräte, weil sie mich stets an diese drei Stücke erinnern; ich könnt's sonst gar leicht vergessen.“

Rudenz mußte lachen, aber auch staunen über des einfachen Bauern köstliche Weisheit. Gerne hätte er noch länger mit ihm geplaudert, aber eine Biegung des Weges trennte die beiden.

Während Jost von Rudenz seine Reise ins Bernerbiet fortsetzte, betete daheim die besorgte Gattin mit ihren Kindern um einen glücklichen Ausgang der Sache. Oft schon war ihr Gemahl nach Bern hinüber, aber nie war ihr dabei so bange gewesen, wie diesmal.

*

*

*

Eben vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne die Türme von Sankt Vinzenz in Bern, als Ritter Jost durch das Stadttor ritt. Es war am 5. Februar 1360, am Feste der heiligen Jungfrau und Martyrin Agatha. Unter demselben war er mit dem Sohn des Schultheißen Bubenbergs, Johann, dem jüngern, zusammengetroffen, der ihn als alten Bekannten in sein Haus zu Gast lud. Doch der Unterwaldner Edelmann bedankte sich höflich, weil er den Bruder seiner Gattin, Ulrich von Erlach, aufzusuchen im Begriffe sei.

„Ulrich ist, so viel mir bekannt, gegenwärtig abwesend und dürfte erst gegen Abend anzutreffen sein, darum macht ein Stündchen Rast; ihr kommt dann noch früh genug hinaus.“

„Ulrich nicht zu Haus?“ sagte Rudenz und sein Auge blitzte auf; ein Gedanke, schwarz wie die Nacht, fuhr durch seinen Kopf. „Jetzt hab ichs. Der alte Erlach also allein auf der Reichenbach; jetzt so schnell als möglich zu ihm. Er muß herausrücken mit seinem Geld. Allein hab ich leichtes Spiel; er wird es nicht zum Neuesten kommen lassen.“

„Um so rascher muß ich nach Reichenbach, dem greisen Schwiegervater die Zeit zu verkürzen“, entgegnete Rudenz in so merkwürdigem Tone und wirrem Blicke, indem er seinem Tiere die Sporen in die Weichen drückte, daß Bubenbergs ihm befremdet nachblickte.

Schon eine Stunde später öffnete ihm Zita die Tore des Schlosses und meldete den unerwarteten Schwiegersohn beim alten Feldherrn. Dieser ließ ihn in den Saal führen, wo er alsbald zur herzlichen Begrüßung erschien.

„Willkommen, Jost“, sagte Herr von Erlach, ihm die Rechte mit freundlichem Lächeln hinstreckend. „Was führt dich selbst zur Wintersonne hieher?“

„Große und schwere Sorgen, Vater.“

„Sorgen? Hat's etwas auf Rudenz gegeben? Wie befindet sich Margarita? Doch mach dir's doch zuerst bequem. Zita wird sofort einen kräftigen Imbiß bringen. Du bist sicher vom weiten Ritt ermüdet.“

„Das gerade nicht. Ich habe Aufenthalt gemacht und einige Stunden in der Nacht geruht.“

„Nun, so laß hören, lieber Jost, was dich drückt, nimmt doch der Vater Anteil an allem, was seine Kinder betrifft.“

Durch diese herzliche Aufnahme ermutigt, rückte Rudenz um so offener heraus.

„Ja, ich bin in arger Notlage; ich muß Geld haben, soll nicht meine Burg . . . Er stockte; denn er fühlte, daß der erfahrene Mann seine Blicke scharf auf ihn richtete.

„Wie, Jost, wirtschaftest du so, daß deine Burg mit Schulden belastet wurde, wie du zu sagen scheinst. Ich hatte gehofft, du werdest Wort halten und durch Maßhalten deine Güter nicht bloß wahren, sondern vermehren.“

Wiewohl Erlach diese Worte mit großer Ruhe gesprochen, hatten sie doch Rudenz gereizt und fast hämisch entgegnete er: „Ich will nicht borgen; ich verlange nur mein Recht; endlich die Herausgabe der Ehesteuer eurer Tochter, Herr von Erlach.“

„Die Ehesteuer Margaritas?“ frug dieser gedehnt. „Jost, die diesbezügliche Uebereinkunft kennst du, die übrigens deutlich genug verbrieft ist.“

Jetzt trat Zita ein, um den Edelmann zu bewirten. Kaum hatte sie Speise und Trank hingestellt, als Rudolf von Erlach ihr bedeutete, sie allein zu lassen.

„Ja, Jost“, sprach der alte Mann ernst, „Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte; sie lohnt mit Kummer und Elend. Nochmals, hättest du Wort gehalten und recht gewirtschaftet, es wäre . . .“

Rudenz unterbrach heftig: „Ich bin nicht gekommen, um fromme Predigten zu hören; solche hält mir eure Tochter, bis zum Ueberdruß. Ich muß Geld haben und ich hoffe, ihr werdet es mir gutwillig geben und mich nicht etwa nötigen . . .“

„Wie“, sprach Erlach fest, „du drohst? Einem solch leichtsinnigen Menschen soll ich mir nichts, dir nichts Geld verabfolgen? Einem Menschen, von dessen Leben ich, leider Gott, mehr als gewiß weiß, daß es schiefe Bahnen geht!“

Jetzt ergoß sich das Blut in die äußeren Teile des jäh erzürnten Jost von Rudenz. Die Augen traten hervor und wurden feuersprühend. — Das Angesicht glühte. — Die Faust ballte sich. — Am ganzen Leibe bebend, begann er wie ein Rasender zu toben und den Schwiegervater mit den bittersten Kränkungen zu überhäufen. Erlach, wiewohl gelassen bleibend, sprach ihm ernst ins Gewissen und als er mit den Worten schloß: „Mit Gewalt erzwingt man von Ritter Erlach nichts“, riß Rudenz, in wahnsinnigem Grimm, seiner nicht mehr mächtig, dessen Schwert, welches der Held in den Siegen fürs Vaterland so ruhmvoll geschwungen, von der Wand und — durchbohrte damit den wehrlosen, schwachen Greis. . . .

Mit einem Schrei war dieser niedergesunken, sterbend die Worte rufend: „Jesus! Herr! vergib! Fliehe, fliehe!“ . . .

Jetzt lehrte das Blut zum Herzen des unglückseligen Mörders zurück. Das wilde Feuer in den Augen erlosch; sie sanken tief in die

Höhlen; das Angesicht erblaßte und fürchterlicher Schrecken erfaßte ihn über die vollbrachte Tat. . . .

In wildem Entsetzen stürzte er aus dem Saale und zum Schlosse hinaus und floh über die Mure. Die Hunde im Hofe erhoben ein gräßliches Geheul und setzten ihm nach und hätten ihn beinahe an der Murebrücke zerrissen.

„Ja, was tun denn die Bestien wie toll“, rief Zita in der Küche draußen und trat auf den Gang hinaus. Da fuhr sie in jähem Schreck zusammen. Die Türe zum Saale stand sperrangelweit offen und — „o Gott im Himmel! was war das?“ Sie sah ihren guten Herrn — in seinem Blute — am Boden liegend — das Schwert in seiner Brust. — Es flimmerte ihr vor den Augen. — Dann faßte sie eine namenlose Angst. Händeringend stürmte sie die Treppe hinab und rief in den Stall, wo die Knechte beschäftigt waren: „Um des Himmels Willen! Marti, Jaggi, Toni — kommt! Unser Herr ist tot! Er ist ermordet!“ —

Der Stallmarti ließ die Heugabel, die er in Händen hielt, fallen und eilte hinauf. Ein eigentümliches Gluckzen. Der Ton entwand sich seiner Kehle. Er wurde todesblaß. Es schüttelte ihn — und der Altknecht schluchzte wie ein Kind. Jaggi und Toni, die ihm gefolgt waren, neigten sich, die Leiche mit heiliger Scheu vom Boden aufzuheben und auf den ledernen Divan zu legen, während Zita vom Besuche des Schwiegersohnes und dessen plötzlichen Verschwinden erzählte. „Ich Unglückliche! Hätte ich euch früher gerufen, wäre das Gräßliche nicht geschehen. Ich hörte, wie es laut im Saale zuing, fast als sei ein Wortwechsel entstanden. Aber wer in der Welt hätte das Unglaubliche geglaubt, daß ein Schwiegersohn sich an seinem greisen Schwiegervater vergreifen sollte?“ Und aufweinend kniete sie neben den Entseelten und rief und bat mit der Einfalt eines Kindes: „O, edler Herr! O, sprecht doch noch einmal! Ihr seid nicht tot! Es darf nicht sein! Rudolf — Ulrich — Margarita — wo seid ihr! Kommt doch! Rettet den besten Mann! den gütigsten Herrn, den es je gegeben.“

Da schlich einer der Hunde durch die offene Türe und legte sich winselnd neben Zita. Sie beachtete ihn nicht. — Erst als derselbe ihre schlaff niedergefallenen Hände zutraulich leckte, fuhr sie erschreckt auf.

„Armes Tier!“ seufzte sie, es mitleidig streichelnd und rasch sich erhebend, sprach sie plötzlich entschlossen: „Wir müssen handeln, Margarita — Rudolf — Ulrich benachrichtigen.“

„Marti hat schon an alles gedacht,“ meinte Jaggi, „er ist eben in den Stall. Sieh dort,“ er trat ans Fenster, „er führt sein Lieblingsroß am Zügel hinaus. Wie er in fieberhafter Hast ist. Ob er sich nur aufschwingen kann? Er will nach Bern.“

„Geh, hilf ihm doch“, bat Zita.

Es war nicht nötig. Die Aufregung gab dem alten Knecht die Kraft und zitternd, aber behend hatte er sich in den Sattel geschwungen und in rasendem Galopp gings nun nach der Stadt zu Pfarrer Baselwind. „Der wird Rat wissen, wie man den Söhnen und der unglücklichen Tochter das Furchtbare meldet“ sagte er sich.

Der eine und andere schaute dem Alten kopfschüttelnd nach und ein Bauer rief ihm zu: „Brennt's auf der Reichenbach?“

„Ritter von Erlach, unser Herr, ist ermordet worden“, tönte es zurück und fort gings. —

Der Bauer hatte das schreckliche Wort aufgefangen und nun flog es von Mund zu Mund, von Haus zu Haus. Bald erzählte man sich das Ungeheuerliche in den Gassen, Straßen und Schenken.

Der ehrwürdige Leutpriester saß eben am Fenster seiner Stube und las in einem Buche. Wie er es zuklappte und seine Blicke erhob, sah er einen Reiter auf sein Haus zusprengen. Er fuhr mit der Hand über seine Augen und stuzte: „Wie, der Altknecht von der Reichenbach? Der bringt eine Botschaft. — Was mag's wohl sein? Zu so ungewohnter Zeit Besuch vom Stallmarti?“ Ein sonderbares Gefühl erfaßte ihn und es drängte ihn, ihm entgegenzugehen.

Marti war abgesprungen und hatte seinem Tiere eine dicke Decke übergeworfen; denn es dampfte und band es an der Gartenmauer fest.

Pfarrer Baselwind trat aus der Türe mit der Frage: „Grüß Gott! Was gibt's? Kommt schnell und nehmt einen Trunk, ihr seid ermüdet.“ —

Der freundliche Herr wich unwillkürlich einen Schritt zurück, als er in das verstörte Gesicht des Knechtes schaute. Derselbe wandte mehr als er ging und sagte leise, als scheue er sich, des Priesters Herz zu verwunden:

„Ja, wir wollen ins Haus. Ich habe traurigen Bericht.“ —

Doben in der Stube erzählte dann der Stallmarti das furchtbare Ereignis auf der Reichenbach.

Das Herz des Priesters krampfte sich zusammen. Er fand zuerst kein Wort und als des Knechtes Augen feucht schimmerten, stürzten auch ihm die hellen Tränen über die Wangen.

„Der Herr gebe meinem teuren Freunde die ewige Ruhe! seinen Kindern Kraft und Trost, dem unglückseligen Mörder Zeit zur Reue und Sühne“, flüsterte er und blickte auf das Kruzifix an der Wand.

„Ich komme, Marti, sofort.“

„Ihr könnt gleich mein Pferd benützen“, sagte dieser. „Ich bekomme schon eins zur Rückkehr. Jetzt muß ich für Boten sorgen nach Erlach und Giswil, nicht wahr?“

„Gewiß, eilt. Je schneller um so besser! Wir treffen uns auf der Reichenbach.“ —

Der Knecht war gegangen und Baselwind hatte ihm die Hand gedrückt. Dann warf er seinen wollenen Mantel um sich, bestieg das Pferd und ritt hinaus auf das Landgut an der Aare, zu seinem entschlafenen Freunde.

Dort hatte man inzwischen die ehrwürdige Leiche im Rittersaale aufgebahrt.

Friedlich lag er da, der große Mann; die hehre Majestät des Todes auf der hohen, marmorweißen Stirn. — Das Auge geschlossen — die Lippen aber — die einst so machtvoll das Kommando in der Schlacht geführt, halb geöffnet, als sprächen sie es aus das große, schöne, versöhnende Wort: Fliehe! Jesus, Herr, vergib! Die erstarrten Hände, die einst das Schwert gehandhabt; hielten den Rosenkranz.

Das Schwert selbst hing, von schwarzer Seide umflort, zu seinen Häupten. Schluchzend war der Leutpriester von Sankt Vinzenz an der sterblichen Hülle seines edlen Freundes niedergekniet und lange versagte ihm die Sprache. Bis gegen Abend waren Rudolf eingetroffen und Ulrich heimgekehrt, und als sie den geliebten Vater tot fanden, hingemordet von elender Mörderhand, da widerhallte das ganze Haus von Jammer und Klage.

Des andern Morgens strömte beinahe das ganze Bern hinaus auf das stille Schloß, um seinen Liebling, den hochgefeierten Sieger, nochmals zu sehen und an seiner Bahre zu beten.

Wohl ging es zwei Tage, bis die gramgebeugte Gattin und Tochter aus den Waldstätten auf der Reichenbach anlangte. Bruder Ulrich war der Armen entgegengeeilt, als sie dem Nachen entstieg, der sie am heimatlichen Herde landete. In seinen Armen fing er die Trost-

Iose auf, als sie hilfesehend zu seinen Füßen stürzen wollte. Pfarrer Baselwind hatte sich gleichfalls eingefunden, um als Tröster seine schwere Aufgabe zu erfüllen.

„Zum Vater . . . zum Vater . . .“ hauchte Margarita. Auf Ulrichs Arm gestützt, wankte sie in den Saal. Alle fürchteten sich vor dem Ausbruch eines wilden, leidenschaftlichen Schmerzes.

Doch siehe, Margarita stand stumm und tränenlos da. Ein leichter Krampf zog über ihre Züge, als dachte sie vergangener Zeiten, wo sie als glückliches Kind dieses besten Vaters in diesem Hause in seiner Liebe so selig war. Dieser Gedanke war wie ein Dolch, der langsam in einer Wunde umgedreht wird; denn der Blitzstrahl, der ihr die entschwundenen Tage des Glückes zeigte, machte nur die Finsternis ihres gegenwärtigen Elendes umso dichter.

Lange blickte sie in das friedumflossene Antlitz des großen Toten; aber Worte fand sie keine. Die Anwesenden betrachteten mitleidig dies stumme, abgrundtiefe Weh, das keines Ausdruckes fähig schien.

Plötzlich eilte Ulrich herzu; Margarita war ohnmächtig an der Leiche niedergesunken. „Arme Schwester! Wie schwer, wie bitter mußt du büßen!“

Die arme Frau von Rudenz konnte der Beisehung ihres teuren Vaters nicht beiwohnen. Schwer krank war sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, so daß alle für ihr Leben fürchteten. Ihre gleichfalls von Kummer und Scham erschütterte Schwägerin, die Schwester des unseligen Ritters von Giswil, Frau von Sunwil, brachte mit ihrem Gemahl bald die lieben, armen Kinder Margaritas auf Wunsch der treuen Brüder Rudolf und Ulrich nach Bern. Es blieben deren fünf: das jetzt zwölfjährige Lieschen, das als Liebling des Großvaters alle Sommer einige Wochen auf der Reichenbach zugebracht hatte, die achtjährige Mechtildis, das sechsjährige Gretchen, das bald vierjährige Röschen und der zweijährige Georg, wo sie nun mit der Mutter bleiben sollten.

Mit unerschöpflicher Liebe wurde Margarita von den Thrigen gepflegt, und zum erstenmal atmete man im Schloß Reichenbach erleichtert auf, als die Kranke selbst endlich der Hoffnung Ausdruck verlieh, Gott werde sie am Leben erhalten.

Den großen, furchtbaren Kummer über ihren verlorenen, unglücklichen Gemahl verbarg die starke Frau in ihrer Brust, da man es allgemein vermied, von ihm zu sprechen, war er doch spurlos und für immer verschollen. Rudolf und Ulrich von Erlach betrachteten ihre schwergeprüfte

Schwester als das teuerste Vermächtnis ihres seligen Vaters und brachten mit vieler und großer Mühe alle deren zeitliche Angelegenheiten wieder ins richtige Geleise. Nach und nach legte sich der schwere Bann, der auf Margaritas gebrochenem Herzen lag, und als das erste wehmütige Lächeln ihre ernsten Züge erhellte und verklärte, da freute sich auch Pfarrer Baselwind unbeschreiblich, der seine Schutzbefohlene oft und oft besuchte.

Und wie die warmen Frühlingstage wiederkehrten, im Walde das Schneeglöcklein läutete, auf der grünenden Wiese die Schlüsselblume sich zu entfalten begann, um mit ihrem goldenen Schlüssel den Garten ihres holden Gastes aufzuschließen, ja das erste Veilchen freudig seinen Wohlgeruch zu den hohen Fenstern des Schlosses aufsteigen ließ, da saß Frau von Rudenz an einem derselben und neben ihr der treue Leutpriester im Silberhaar.

Er sprach vom seligen Vater, wie er jahrelang um das Schicksal der Tochter gewußt und betrauert, welch Mitleiden er mit ihr gefühlt, mit ihr, die ihm soviel zu verheimlichen bemüht gewesen, und daß er sicherlich verzeihend aus der Welt geschieden. Da tropften heiße Tränen aus den Augen der Genesenden. Margarita konnte wieder weinen und fand darin Erleichterung. Aber sie konnte auch beten und sie tat es viel, und allmählich war sie ausgeföhnt mit dem harten Lose, das sie getroffen.

Wurde sie von alten und jungen Freundinnen und Bekannten besucht, dann flocht sie wohl die goldene Lehre in ihr Gespräch: „Präget es der Jugend ein, daß sie höre auf den Rat der Weisen, daß sie befolge die Mahnung kluger, braver Eltern, und so ihr Glück begründe, sonst kommt Reue zu spät!“ —

M. W. I. G. D.

E n d e.



Streifzüge im Reiche der Schöpfung.

Von Pfr. A. Bl.

10. Was ist Mimitry?

Mit diesem Ausdruck, der wörtlich „possenhafte Nachahmung“, „Verkleidung“ oder „Vermummung“ bedeutet, bezeichnen die Naturkundigen sehr oft alle Schutzvorrichtungen im Naturreiche überhaupt, die Schutzfärbung nicht ausgenommen. Im engern Sinne dagegen versteht

man darunter die Nachäffung von Gegenständen, z. B. von Blumenblättern, morschen oder grünen Aestchen, faulenden Holzstückchen, Käferleichen u. seitens der Tiere zum Schutze vor den Verfolgern. Wird z. B. die Stabheuschrecke verfolgt, so heftet sie sich an einen Ast und läßt die Gliedmaßen regungslos herabhängen: in diesem Zustande ist sie von einem fein gegabelten Zweiglein des Baumes nicht zu unterscheiden.

Ein auffälliges Beispiel liefert unter den Vögeln der Reiher. Wenn er im Schilf oder Ufergebüsch eines Flusses der Ruhe pflegt, so legt er seinen Kopf in den Nacken und streckt den Schnabel kerzengerade in die Höhe, oder er hält den ausgereckten Hals wagrecht: in beiden Fällen gleicht er mehr einem abgebrochenen Ast als einem lebenden Wesen, und es braucht schon das geübte Auge des Jägers, um die Täuschung zu bemerken. Ähnliches geschieht bei vielen andern Vögeln.

Am meisten kommt die Mimikry bei den Insekten und unter diesen wieder am häufigsten in der unabsehbaren Ordnung der Schmetterlinge vor. Gewiß ist es dir schon vorgekommen, daß beim Anrühren einer Pflanze plötzlich ein Falter unter deiner Hand wegflog, wo du vorher nur das Laub der Pflanze zu sehen glaubtest. Das kommt daher, weil diese Schmetterlinge, die überdies Schutzfarben tragen, in der Ruhelage auf ein Haar einem am Baume festgewachsenen Blatte gleichen. Darauf beruht auch das Kunststück, das von Gauflern nicht selten mit dem indischen Schmetterling *Kallima paralecta* vorgeführt wird. Tümler, in seinem Aufsatze „Schutzmasken in der Tierwelt“, beschreibt dasselbe wie folgt.

In dem Kreise, in welchem sie ihre Vorstellungen geben, stellen sie eine Anzahl Topfpflanzen auf und bringen dann in einem aus feinen Weiden geflochtenen Käfig wohl ein halbes Duzend prächtiger *Kallima*-Schmetterlinge herbei, welche die Flügel weit geöffnet halten und durch ihren bunten Farbenschimmer auffallen. Diesen Schmetterlingen, erklären sie, werde man die Freiheit schenken, worauf sie bald unsichtbar würden und niemand imstande sei, einen derselben aufzufinden. Die Zuschauer umdrängen den Kreis, einzelne treten sogar in denselben ein, um alles genau zu beobachten. Die Schmetterlinge werden freigelassen und flattern in einer Höhe von nur wenigen Metern, so daß ihnen jeder bequem mit den Augen folgen kann, über den Köpfen hin. Jetzt hat der Falter die aufgestellten Pflanzen erreicht und ist offenbar willens, sich auf dieselben niederzulassen — da macht der ihm folgende Gaufler einige rasche Bewegungen mit dem blitzenden Zauberstäbchen, das er in der Hand

hält und siehe da, der Falter ist trotz seiner beträchtlichen Größe und bunten Farbenpracht der Oberseite der Flügel spurlos verschwunden. Die Sache ist sehr einfach und beruht eben nur auf einer merkwürdigen Eigentümlichkeit dieser Falter. Sie lassen sich vorzugsweise auf den Zweigen einer bestimmten Pflanze nieder und legen im Augenblicke, wo sie diese im Fluge erreichen, beide Flügelpaare fest zusammen. In diesem Zustande gleichen sie vollständig einem Blatte dieser Pflanze. Setzt sich nun der Schmetterling nieder, so entzieht die fuchtelnde Hand des Gauflers diese Bewegung der Beobachtung der Zuschauer, und im nächsten Augenblicke ist selbst für das schärfste Auge kein Schmetterling mehr vorhanden. Die Blätter der Pflanzen aber haben sich um eins vermehrt. Dieses Kunststück verfehlt nie, das Staunen der Menge zu erregen und kann auch Europäer, ehe sie die sehr natürliche Aufklärung kennen, höchlichst frappieren.

Eine andere Art Mimikry besteht darin, daß die Gestalt anderer Tiere nachgeahmt wird. So verstehen es manche Insekten trefflich, die Gestalt und das Gebaren ihrer Feinde, der Hornissen, Wespen, Bienen und Hummeln nachzuahmen. Der Trieb zum Totstellen, wie er bei vielen Käfer-, Spinnen- und Krappenarten zutage tritt, ist jedermann bekannt.

Selbst in Neptuns feuchten Reichen und bei den stummen Bewohnern der Salzflut ist die „Verstellung“ zu Hause! Diese versteht z. B. meisterlich der Flachfisch. Sobald sich dieser auf die Lauer legen will, macht er eine eigentümliche schüttelnde Bewegung, wodurch er ganz mit Sand bedeckt wird und verschwunden zu sein scheint. Sieht man aber genauer zu, so bemerkt man bald, wie sich die Augen unheimlich langsam aus dem Sande emporheben, so daß sie zuletzt auf einem Stiele zu sitzen scheinen. Unabhängig von einander bewegen sie sich hin und her. Erscheint irgend ein Feind, so werden sie schnell zurückgezogen, um sich nach Entfernung des Gefürchteten wieder langsam zu erheben. Kommen kleine Fische oder anderweitige Leckerbissen in die Nähe, so schießt der lauernerde Wegelagerer wie ein Blitz auf und packt seine Beute. Ähnlich macht es der sogen. Seeteufel, ein Fisch, der bei seiner schlammartigen Schutzfärbung nur aus einem großen glatten Kopf mit einem riesigen, von Zähnen starrenden Maule besteht. Bis auf die hervorstehenden Augen wühlt er sich im Schlamme ein. Hat er Beute entdeckt, so beginnt er zu angeln, d. h. er sendet langsam eine schnurartige Flossenstrahle, die am Ende einen Fleischzipfel trägt, empor und bewegt diesen

Lockapparat hin und her. Die hungrigen Fischlein können nicht widerstehen, der Köder ist zu appetitlich. Solange sie nur um den gefährlichen Bissen herumschwärmen, hält der Räuber fein stille, aber im gleichen Moment, wo sie anbeißen, sind sie auch schon in dem schrecklichen Rachen verschwunden. — Der Naturforscher Schneider hat diese und ähnliche Vorgänge in dem weltberühmten Aquarium von Neapel beobachtet.

Mimikry — Schwindel, Verstellung an allen Ecken und Enden, sogar im Pflanzen- und Tierreiche! wird hier die freundliche Leserin — vielleicht etwas deprimiert — denken. Ja, es scheint wirklich, daß die Welt, wie sie nun einmal ist, ohne dieses Auskunftsmittel nicht auskommen könne. Aber die schlimmste Mimikry, weit schlimmer als die aller Fische und Vögel und Käfer und Krappen des ganzen Erdballes zusammen genommen, ist die bewußte Mimikry der Menschenkinder — wer noch nie solche getrieben, der werfe den ersten Stein auf jene unvernünftigen Tiere!

Da wir eben bei den tierischen Schutzvorrichtungen sind, so muß hier auch genannt werden der Trieb zum Zusammenziehen des Körpers bei Annäherung oder Betastung (Würmer), zum Ducken oder Berbergen in Hüllen (Schnecken, Muscheln), zum Abschrecken durch Saftabsonderung (Sepien); ferner zum Abschütteln fremder Stoffe und Puzen des Körpers, wie man das täglich bei den Vögeln, Katzen, Fliegen beobachten kann. Hieher gehört auch das Be lecken der Wunden, das Reiben, Kratzen und Schütteln der Haut, das Schlagen mit dem Schwanz u. s. w. Auch tun sich die Tiere nicht selten zu gemeinsamem Schutze zusammen, indem sie Kundschafter absenden oder Wachen ausstellen (z. B. die Gemsen), wobei die feindlichen Erscheinungen von den ungefährlichen in der Regel richtig unterschieden werden; eine ähnliche Gemeinschaftlichkeit der Interessen tritt in der gegenseitigen Körperpflege, z. B. im gegenseitigen Absuchen der Parasiten (die Affen lausen einander) u. dgl. zutage.

Was wollen diese Ausführungen beweisen?

Das, was wir schon früher betonten: das ganze Triebleben des Tieres ist eine Ausstattung, ein Rüstzeug, das ihm von einer höheren Intelligenz für den Weg durchs Leben, d. h. zur Erreichung seines Zieles mitgegeben wurde. Das bestätigt unbewußt auch der Darwinist Francé, wenn er schreibt: „Lockfarben und Schutzmittel, Blumengestaltung, Formennachäffung und Schreckzeichnungen haben uns wieder Bescheidenheit gelehrt, denn sie sind im Wesen unergründlich geblieben und werden auch der Generation nach uns noch manche harte Nuß zu knaden geben.“

Moderne Fabrikstadt und mittelständische Landstadt.

(Nicht ein Bild, sondern die Wirklichkeit.)

(Schluß.)

Nun das Gegenbild der kleinen, vom gewöhnlichen Volke bewohnten Landstadt! Lektüre liegt in einem wohlhabenden bäuerlichen Bezirke. Wir nahen ihr im offenen Wagen auf einem in tadellosem Zustande erhaltenen, durch die grüne Landschaft sich hinziehenden Pfade. Schon von ferne leuchten uns die uralten Festungsmauern, die Spizen der Kirchkürme und die in der Sonne glänzenden Giebel entgegen. Die Stadt selbst zeigt uns ein geschlossenes, architektonisch reizendes, wertvolles Bild.

Durch einen weitgespannten Torbogen treten wir auf den Stadt- oder Marktplatz, an den die schlichten, anheimelnden Bürgerhäuser, die Hauptkirche, das Rathaus, das Post- und Amtsgebäude sich reihen. Die prächtigen Brunnen rauschen, vom Turme hallt in ernstem Tone der Stundenschlag, in den Werkstätten arbeiten fleißige Hände, durch die weit geöffneten Fenster wird laut das Lied der Kinder, beim heranpustenden Omnibus erklingen die eigentümlichen Weisen des Posthorns. — Wir schreiten weiter auf den leicht gekrümmten, mit vor- und einspringenden Erkern versehenen Straßen und gelangen zu dem die Stadt bespülenden Flusse. Frauen knien an dessen Ufern und sind mit dem Abtrocknen oder dem Einsammeln der blendend weißen Wäsche beschäftigt. In der Nähe ziehen sich fruchtbare Gemüse- und Obstgärten hin, Baumkronen und Mauerreihen spiegeln sich in dem saubern Wasser. Auf einer recht stattlichen Brücke folgen wir dem Laufe des silbern funkelnden Flusses, der bei seinem Weiterfließen durch die üppigen, in des Sommers Herrlichkeit prangenden Fluren und Wälder zum Strome wird.

Jetzt wollen wir auch das Volk dieser Stadt kennen lernen. Wir erblicken hier keine Riesenhotels mit internationalen Gästen und Kellnern, keine auf das luxuriöseste ausgestattete Restaurants, wohl aber hat unsere Stadt den soliden Postgasthof, gut eingerichtete Brauereien, behagliche Wirtshäuser. Eine Absonderung der Stände macht sich bis anhin nicht geltend. Unter den Gästen stellen ehrsame Vertreter fast aller Stände sich ein, nicht minder die Angehörigen der gebildeten Stände, der eine oder andere Geistliche findet sich ebenfalls ein. Die von gesundem Humor gewürzte Unterhaltung ist gemüthlich, nicht lärmend, nicht verlegend, nicht ausgelassen. Man vernimmt,

daß die städtischen Bürger hauptsächlich auf die Kundschaft des umliegenden Bauerntums angewiesen sind, daß die Stadtbewohner nicht gerade zu den sehr reichen Leuten gehören, daß jedoch die städtischen Handwerks- und Kaufmannsgeschäfte fast durchgehends ihren Mann ernähren, daß die kommunalen Schulden höchst mäßig seien. Es wird überdies manches aus der Geschichte der Stadt erzählt, wir hören von alteingesessenen Familien, wir erinnern uns an verstorbene originelle Persönlichkeiten, wir gedenken der erlöschenden religiösen und profanen Gebräuche. Denn auf Schritt und Tritt begegnet uns die Tradition, welche noch nicht erstorben ist.

Der nächste Tag ist Sonntag. Straßen und Plätze sind sauber gefegt. Das werktägliche Gewand schmückt den Kleiderschrank. Auch ohne den bald erklingenden Glockenton verspürt man den Hauch des Sonntagsfriedens. Nun hallt es feierlich von den Türmen. Jung und Alt wallen nach den Gotteshäusern. Landleute, zuweilen in der originellen Tracht ihrer Gegend, kommen an den Mittags- und Nachmittagsstunden, zu Fuß oder in leichtem Gefährte, in die Stadt. Ein buntes, anziehendes Bild! Kleine Geschäfte werden abgewickelt, Bekannte werden besucht, Verwandte werden begrüßt, das Gebet in der Hauptkirche wird von vielen nicht vergessen, während in den Lokalen und Gärten der Wirtschaften für leibliche Nkung hinlänglich gesorgt ist. Alte Kleinstadt, moderne Fabrikstadt! Wie seid ihr doch voneinander verschieden!

„Die Fabrikstadt unserer Tage“, schreibt die Monatschrift für christliche Sozialreform auf S. 95, Heft 2, vom Jahre 1910, „repräsentiert den technischen Fortschritt der Zeit, aber nur diesen; sie zeigt uns zugleich den sozialen, ethischen und ästhetischen Rückschritt der Zeit. Was wir dabei und darüber an idealen Gütern verlieren, davon schweigt freilich jegliche Statistik. Ebenso wenig gibt uns die Statistik Aufschluß über die Werte, welche mit der Umschaffung grüner Wiesen und wogender Kornfelder in qualmende Fabrikshote und rußgeschwärzte Arbeiterkasernen für immer verschwinden. Wir können uns eben nicht freuen einer Zukunft, in der die Weiler, die alten Bauerndörfer und Kleinstädte verschwinden oder zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt sind, in der bloß die Industrie- und Großstädte dominieren und alles menschliche Leben zentralisieren und nivellieren. Wenn die Entwicklung der Dinge dieses Ziel erreichen sollte, dann wäre es Zeit, daß der jüngste Tag anbräche.“



Don Bosco als Erzieher.

I.

Am Morgen des 31. Januar 1888, unter dem Geläute der Ave-Maria-Glocke, starb in Turin der treue Diener Gottes und eifrige Verehrer der allerseligsten Jungfrau: Johann Bosco, ein Apostel der Jugend, der Stifter zahlreicher Erziehungs- und Waisenanstalten; ein zweiter P. Theodosius Florentini. Als der große Papst Leo XIII. die Nachricht über den Hinschied dieses seltenen Mannes erhielt, erhob er die Augen zum Himmel und rief aus: „Don Bosco è un santo, un santo, un santo!“ „Don Bosco ist ein Heiliger, ein Heiliger, ein Heiliger!“

Die Nachwelt wird die bewunderungswürdige Nächstenliebe Don Boscos, seinen apostolischen Seeleneifer, seine heroischen Tugenden würdigen, seine mannigfaltigen Stiftungen hochachten und Tausende und abermals Tausende von armen, verlassenen Kindern werden ihrem „Vater“ ein dankbares Andenken bewahren.

Wir wollen in den nachstehenden Zeilen versuchen, Don Boscos Anschauungen über Erziehung und Unterricht kurz zu zeichnen. Ein Schüler des großen Meisters, J. M. Villefranche, hat der Nachwelt ein Lebensbild des hervorragenden Mannes hinterlassen.

Boscos ganzer Unterrichts- und Erziehungsplan beruht auf der christlichen Nächstenliebe. „Erziehet die Kinder zur Tugend und Gottesfurcht und ihre werdet brave Familien und gute Bürger des Staates erhalten.“

In diesem Sinne bestimmte er die Hausordnung für seine Anstalten, und seine Weisungen zeugen nicht minder von seiner Herzengüte, als von seiner vollkommenen Kenntnis des kindlichen Charakters, dessen Vorzüge und Gebrechen.

Don Bosco sagt: Es gibt im Erziehungswesen 2 Systeme: Das Vorkehrungs- und das Unterdrückungssystem. Das letztere besteht darin, „daß man das Gesetz diejenigen, die es befolgen sollen, kennen lehrt, dann, daß man dieselben überwacht, um die Uebertreter zu bestrafen.“

„Bei diesem Systeme darf der Vertreter der Autorität nur höchst selten und dann nur mit Strenge gewappnet erscheinen, jede Vertrau-

lichkeit ist ihm untersagt. Dieses System ist das bequemste und kostet am wenigsten Mühe; es paßt im allgemeinen für Erwachsene, welche die Gesetze auch begreifen können und nicht aus dem Auge verlieren.“

Sehr verschieden davon, fast entgegengesetzt ist das Vorkehrungs-Verhinderungssystem. „Es macht zwar ebenfalls zuerst mit dem Gesetze bekannt, aber es bemüht sich hernach, denjenigen, der es erfüllen soll, so sorgsam und liebevoll zu überwachen, daß man ihn sozusagen in die Unmöglichkeit versetzt, wider das Gesetz zu fehlen.“

Dieses System beruht vollständig auf Vernunft, Religion und Zuneigung. Es ist das edelste und gerechteste, aber es erfordert auch von Seite des Vorgesetzten die innigste Hingebung. Es eignet sich besonders für die Jugend, erstens, weil sie von Natur so beweglich ist, daß sie jeden Augenblick sowohl Gesetz als Strafe vergißt — was ihr auch ein Anrecht auf große Nachsicht gibt; zweitens, weil sie viel leichter aus Liebe als aus Furcht gehorcht. Die Jugend will Entschädigung, daß man ihrer Freiheit und Ungebundenheit durch die ernste Schularbeit Schranken gebietet. Ein freudiger Unterricht nimmt das Gemüt des Kindes gefangen. Froh und heiter sollen sich die Kinder um den Erzieher scharen. Die Liebe sei das wahre Lebensprinzip der Zucht. Der Erzieher muß vielmehr ein Vater, ein Freund, ein Berater, als ein Herr und Meister sein. Sein Zweck ist, das Kind dahin zu bringen, daß es durch eigene Anstrengung dem Lehrer das gemeinsame Ziel erreichen hilft. So wird man dem Uebel vorbeugen, bevor es noch zur Entwicklung gekommen ist, die keimenden Leidenschaften werden bezwungen, die Tugenden gestärkt, Fehler verhindert, damit man sie nicht zu bestrafen braucht. Dazu ist ausdauernde Sanftmut, unwandelbare Geduld, Umsicht und allezeit wachende Aufmerksamkeit von Seite des Erziehers notwendig. Die Geduld hat die Pyramiden Aegyptens, die gewaltigen Dome des Mittelalters gebaut, den Gotthard und Simplon durchbohrt. Die heitere Miene, das freudige Auge, die wohlwollende Haltung des Erziehers wendet ihm die Herzen der Jugend zu. „Die Liebe ist gütig, sie leidet alles, sie hofft alles, sie erträgt alles“, sagt der hl. Paulus. Der Erzieher muß ganz seinen Kindern angehören, er muß ihnen seine Zeit und sein Herz widmen, ihnen überall vorangehen und folgen, entweder in eigener Person oder in ebenso zuverlässiger und treuer Vertretung; er darf sie nie allein und nie unbeschäftigt lassen. Auf diese Weise wird es selbst denjenigen, die schlechte Gewohnheiten mitgebracht haben sollten, schwer fallen, ihre unschuldigen Kameraden anzu-

stecken, da es ihnen hiezu an Gelegenheit fehlt. Freudige Arbeitsstimmung, die Lust am Lehren, die Liebe zum Kinderauge, die Pflichttreue im Berufe dürfen den Schulmann nie verlassen, selbst wenn das Alter heran-
 naht und mit seiner alles zerstörenden Kraft am Lebensbaume zehrt und zerrt. Das schneeweiße Haupt bewahre die Volksfrische des Geistes und zeige sich der beweglichen Kinderwelt gewachsen. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Gesundheitslehre

Küsse mich nicht!

Von Dr. Gotthilf Thraenhart, Freiburg i. Br.

(Nachdruck verboten.)

Den Hygienikern ist nichts heilig, sobald es unappetitlich ist. In Ohio hat ein Arzt ein Gesetz gegen den Mundkuß beantragt. Frau Dr. med. Hatfield in Newyork hat eine Bewegung ins Leben gesetzt, welche gegen das Küssen als einen gesundheitsgefährlichen Brauch ins Feld zieht. Aus England wird berichtet, daß kleine Kinder um ihren Hut ein Band mit der Aufschrift tragen: „Küsse mich nicht!“

Mögen dies vielfach Folgen eines törichten Bakterienwahns sein, so liegt doch auch eine gewisse Berechtigung darin. Ansteckende Krankheiten können unzweifelhaft durch Küssen übertragen werden. In der medizinischen Literatur finden sich derartige Beispiele namentlich in betreff Tuberkulose, Lungenentzündung, Diphtheritis. Die Krankheitserreger sind eben noch lange nach scheinbarem Ueberstehen der Krankheit vorhanden. Kränkliche oder krank gewesene Leute sollen daher weder küssen noch geküßt werden.

Auch sonst könnte man mit dem Küssen etwas sparsamer sein. Muß denn jeder Verwandten-Besuch gleich alle abschmazen? Der dicke Onkel mit den schlechten Zähnen, die blasse hüftelnde Kusine, der lustige Schwager, der im vorigen Jahre an einer geheimnisvollen Krankheit behandelt worden ist? Genügt denn nicht ein biederer Händedruck? Von den Verliebten kann man das natürlich nicht verlangen; sie sind im Küssen trainiert und daher gegen Krankheit gefeit. Wie sagt Heine?

„Doch wenn ich küsse deinen Mund,
 So werd ich ganz und gar gesund!“

Durchaus zu verwerfen ist die allgemeine Küßerei der kleinen Kinder. Man soll fremde Kinder nicht küssen und die eigenen nicht von Fremden küssen lassen. Namentlich auf der Straße betrachten viele junge und alte Jungfern alle Kinder für vogelfrei. Wie viele Ansteckungen sind dabei jedenfalls schon vorgekommen, die man sich nachher gar nicht erklären konnte! Nach den neuen Untersuchungen bildet der Mund die Haupteingangspforte für die meisten Krankheitserreger, welche in einer nicht ganz

sauber gehaltenen Mundhöhle erst einige Zeit lagern, bis sie sich zu einer solchen Menge vermehrt haben, daß die Krankheit zum Ausbruch kommt. Bei unsern meisten Freunden und Bekannten wissen wir aber nichts Genaueres über ihre hygienische Mundpflege.

Daher nochmals: Die Kinder nicht von Fremden küssen lassen! Darauf müssen Eltern und Kindermädchen streng halten.



Häusliche Ratsschläge.

Kleider, welche auf lange Zeit eingepackt werden müssen, so im Winter die Sommer- und im Sommer die Winterkleider, erhalten dadurch meistens einen übeln Geruch. Durch Dazwischenlegen einer Anzahl frischer Stücke Holzkohlen kann man allen Modergeruch verhindern.

Altes Zeitungspapier. Zeitungspapier soll niemals von Motten angefressen werden, indem die Druckerschwärze so gut wirkt wie Kampher. Es ist deshalb vorteilhaft, Pelzwerk, Tuch etc. in Zeitungen einzuwickeln; auch lege man solche unter Teppiche. Zeitungspapier ist für die Luft nicht durchlässig; somit kommt es auch in Verwendung für Artikel, die luftdicht zu verschließen sind. Ein Krug Wasser mit einem Stück Eis darin läßt dieses im heißesten Sommer über Nacht nicht schmelzen, wenn das Gefäß ganz in Zeitungspapier eingehüllt ist. Behufs Reinigung von Wasserkaraffen schneidet man Druckpapier klein, bringt es in die Flasche, gießt heißes Wasser dazu und spült. Auf diese Art werden die Flaschen wie neu.

Damit **Kupfergefäße** ihren anfänglichen Glanz behalten, reibe man sie, sobald sie nach dem Gebrauch gewaschen sind und vollständig rein von jedveder fetten Substanz, mit Schellak ab, so lange sie noch warm sind.

Um **Leim flüssig zu erhalten**, braucht man nur etwas Essig oder Salpetersäure in denselben zu mischen. Ein gutes Rezept für flüssigen Leim ist: 8 Gramm Leim, $\frac{1}{2}$ Liter Wasser und $2\frac{1}{2}$ Gramm Salpetersäure.

Um **die Mäuse zu vertreiben**, braucht man nur Kampfer zu streuen, worauf sie fliehen, weil ihnen dieser Geruch sehr unangenehm ist.

Um das **Verdunsten** von kölnischem Wasser in angebrochenen Fläschchen, Benzin, Salmiakgeist etc. zu verhindern, zieht man über den Kork einen abgeschnittenen Finger eines alten Lederhandschuhs und bindet fest zu.

Garten.

Das Samenkorn. Vor allem achte man darauf, daß Samen fest liegen müssen; die gegenteilige Ansicht ist durchaus unrichtig. Ehe ein Samenkorn keimt, muß es Feuchtigkeit aufnehmen und zwar aus der den Samen umgebenden Erde; fängt er an zu keimen, so müssen diese Keime Nahrung finden. Soll daher die Saat gut aufgehen, so muß sie

beim Säen festgedrückt und bei trockenem, lockerem Boden mit der Brause etwas begossen werden, damit die Samen fest liegen; nur dann ist die Möglichkeit des Aufgehens vorhanden.

Einfluß des Frostes auf den Samen. Die Erfahrung lehrt, daß alle Pflanzen, die aus Samen hervorgegangen sind, welche längere Zeit dem Froste ausgesetzt waren, zu einer schnellern Entwicklung gelangen.

Gegen **Schneckenfraß** wird Kalkstaub oder Düngung mit möglichst fein gemahlenem Chilesalpeter empfohlen, Um aber mit letzterem nicht die jungen Saaten zu schädigen, wendet man das Streuen desselben gleichzeitig mit der Aussaat vorbeugend an.

Kohlköpfe werden vorteilhaft in folgender Weise überwintert: Man schneidet die Strünke dicht am Kopf ab, doch so, daß die Blätter nicht abfallen. Die Kohlköpfe werden reihenweise auf einer trockenen Sandschicht nicht zu dicht nebeneinander gelegt.

Küche.

Äpfel in Schlafrock. Man schält 10—12 gute Kochäpfel und befreit sie mittelst eines Ausstechers vom Kernhaus, legt sie nebeneinander in ein weites Geschir, bestreut sie mit einigen Eßlöffeln voll gestoßenem Zucker, begießt sie mit 3—4 Eßlöffeln Kirchwasser oder Rum und läßt sie, so bedeckt, 2 Stunden stehen. Nun wird Buttermilch 2 Messerrücken dick ausgewargelt und davon mit einem Backrädchen fingerbreite und 20 Centimeter lange Streifen abgeschnitten. Von diesen legt man je 2 und 2 Kreuzweis übereinander, stellt da, wo sie sich kreuzen, einen der Äpfel darauf, füllt den Ausstich desselben mit gewaschenen, mit Zucker und Zimt vermischten kleinen Weinbeeren und schlägt nun die Streifen über den Äpfeln zusammen. Vom Abfall der Streifen werden oben, wo diese zusammen kommen, kleine ausgestochene Blättchen aufgedrückt; die Äpfel werden nun auf ein Küchenblech geordnet, der Teig mit verklopftem Ei bestrichen und das Ganze in mittelheißem Ofen gebacken, hernach mit Zucker bestreut und auf die bestimmten Platten gebracht.

Man kann die Äpfel trocken oder mit folgender Sauce servieren: In den im Küchenblech zurückgebliebenen Saft gibt man 4 Eßlöffel voll Zucker und ebenso viel süße Butter. Man stellt das Blech nun so lange auf Kohlenfeuer oder die heiße Herdplatte oder den Ofen, bis der Zucker hellbraun ist. Dann gießt man $\frac{1}{8}$ Liter Wein und ebensoviel Wasser daran und verkocht alles zu einer dicklichten Sauce, welche man zu den Äpfeln gießt. Zu dem Gericht eignen sich nur Äpfel, die beim Kochen nicht zerfallen, z. B. Reinetten.

Kleine Äpfelkrapfen. Von Buttermilch werden kleine, runde Blättchen nach einem kleinen Teller abgerädelt und diese am Rand mit verklopftem Eigelb bestrichen. Die Hälfte jedes Blättchens bestreicht man mit versüßter und mit Rosinen vermischter Äpfelmarmelade, schlägt die leere andere Hälfte darüber, so daß sich Halbmonde bilden, und drückt die Krapfen dem Rande entlang gut zusammen. Man bringt sie nun auf ein Backblech, bestreicht sie mit verklopftem Ei und backt sie in guter Hitze.

Apfelauflauf. Saure Äpfel werden mit Zucker, Zimt, Rosinen oder Weinbeeren verdampft. Eine Kochplatte wird mit frischer Butter ausgestrichen und zur Hälfte mit den gekochten Äpfeln gefüllt. Als Fülle kommt darüber: 3 Eigelb mit 3 Löffel gestoßenem Zucker und 125 gr geschälte und rein gehackte Mandeln, alles gut verrührt und der Schnee der 3 Eiweiß darunter gemengt. Das Gericht wird bei nicht allzu starker Hitze gebacken und nach Erkalten mit Zucker bestreut.

Zwiebelsuchen. Für einen mittleren Kuchen nimmt man 300 gr Mehl und macht mit 10 gr Hefe einen Vorteig. Ist er gegangen, so gibt man 60—70 gr frische Butter, 1 Kaffeelöffel Salz dazu und verarbeitet den Teig mit lauer Milch zu einem nicht zu dünnen Teig, den man nochmals gehen läßt. Unterdessen schneidet man ziemlich viele Zwiebeln fein blättrig und dämpft sie in frischer Butter weich. Das Kuchenblech wird angestrichen, der Teig ausgewallt, hinein gelegt und die Zwiebeln darauf gelegt. 1—2 Eier, eine Tasse Rahm und eine Prise Salz werden miteinander verklopft und über die Zwiebeln gegossen. Man bäckt den Kuchen in ziemlich guter Hitze und gibt ihn warm zu Tisch. Galesianum.

Crème-Suppe mit Tomaten. Für 6 Personen dünstet man in 2 Löffeln Butter 1 Löffel Zwiebeln mit 300 Gramm grober Gerste, löscht dann mit Fleischbrühe oder Wasser ab, gibt das nötige Salz dazu und läßt die Suppe 2½—3 Stunden kochen. Ist sie zu stark eingekocht, gibt man Flüssigkeit nach. 20 Minuten vor dem Essen passiert man die Suppe durch ein Sieb, gibt eine Tasse Rahm und 3—4 Eßlöffel Tomatenpurée dazu und läßt die Suppe nochmals aufkochen. Man richtet sie über gebackene Brotschnitten an. Galesianum.

Hasenbraten mit Rahmsauce. Dazu verwendet man Rücken und Schlegel. Sie werden gespißt, mit Salz und Pfeffer eingerieben und mit der üblichen Bratengarnitur schön gebraten. Man löscht mit Rahm ab, gibt eine Zitronenscheibe und etwas Weißwein dazu und läßt in dieser Sauce das Fleisch weich dämpfen. Beim Anrichten wird die Sauce über das transchierte Fleisch passiert. Galesianum.

Risotto mit Schinkenwürfel. In ziemlich viel Butter läßt man 2 Eßlöffel gehackte Zwiebeln dünsten, gibt für 6 Personen 300—400 Gramm Reis dazu und röstet es. Dann löscht man mit guter Fleischbrühe ab, gibt das fehlende Salz dazu und läßt den Reis zugedeckt auf nicht zu starkem Feuer weich kochen, Es muß einige Mal gerührt werden. Sobald es köcht, soll aber nicht mehr gerührt werden oder dann nur mit einer Gabel. Wenn er halb fertig ist, gibt man geriebenen Parmesankäse und Safran, den man in einer halben Tasse Wasser verrührt hat, und 3 Eßlöffel in Würfel geschnittenen Schinken dazu. Der Reis soll nicht zu weich und saftig sein. Galesianum.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Frauenbildung und Frauenstudium. Dieses Thema machte Universitätsprofessor Dr. Mausbach aus Münster am deutschen Katholikentag zum Gegenstand tiefgründiger, aber überaus klarer Betrachtung. Dem

Bedürfnisse eines großen Teiles der Frauenwelt kann kein einsichtiger Mann fern bleiben. Am wenigsten kann das Christentum dieser Bewegung fern bleiben, da es selbst doch der Frau den Weg zu geistiger Bildung geöffnet. Auch das alte Christentum war niemals ein Frauenverächter, Es hat sie zu den höchsten Ehren, zu seinen Heiligen zugelassen. Weil der Schwerpunkt des Lebens für die große Mehrzahl der Frauen in der Familie liegt, so muß auch die Bildungsarbeit zunächst auf eine tüchtige Ausrüstung für den Stand der Ehe und Mutterschaft trachten. Die Entfaltung weiblicher Kräfte in diesem Stande bedeutet den umfassendsten Beitrag des Weibes zur Menschheits-Kultur,

Frauenstudium aber ist der Weg der höheren weiblichen Berufstätigkeit außerhalb der Familie. Wir Katholiken dürfen der heutigen Bildungsbeziehung im Frauengeschlecht unsere Sympathie und Förderung nicht versagen, auch wenn es voraussichtlich ist, daß dem heutigen starken Andrang eine rückläufige Bewegung folgen wird, Drei Dinge aber müssen hierbei wohl erwogen werden. Erstens die sorgfältige Prüfung der Personen und Bildungsfächer, Es muß vorhanden sein: ein ungewöhnliches Talent, eine ausgeprägte Neigung und ein gesunder, nervenstarker Körper; zweitens darf die religiöse Fortbildung und Festigung bei der studierenden weiblichen Jugend nicht vernachlässigt werden, Die Preisgabe des Glaubens bedeutet bei den Frauen mehr noch wie bei dem Manne, den Uebergang zu vollem Unglauben; drittens ist es notwendig, daß die reiferen, gebildeten Frauen sich der studierenden Jugend annehmen, Sorgen wir vor allem dafür, daß das alte Ideal der deutschen Frau mit seiner Glaubens-tiefe und friedlichen Anmut, mit seiner reinigenden und beruhigenden Wirkung in den Herzen der weiblichen Jugend erhalten bleiben.

Die gewerbliche Arbeiterinnenfrage.

Eine wichtige Aufgabe der kathol. Frauenbewegung besteht zweifellos auch darin, die Aufmerksamkeit und das soziale Interesse hinzulenken auf die Mißstände und das mannigfache Elend, welches die moderne wirtschaftliche Entwicklung für die arbeitende Bevölkerung und namentlich für die arbeitenden Frauen im Gefolge gehabt hat. So reichhaltig nun aber die Literatur über die Frauenfrage und Frauenbewegung im allgemeinen ist, wird man doch feststellen müssen, daß speziell die große Klasse der Lohnarbeiterinnen bis jetzt nicht jene Beachtung gefunden hat, welche sie gemäß ihrer großen sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung beanspruchen darf. Namentlich hat uns bis jetzt ein Werk gefehlt, welches vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus eine Wegleitung durch das gesamte Gebiet der gewerblichen Arbeiterinnenfrage bietet. Die vorzüglichen Schriften, die uns Elisabeth Snauck-Kühne geschenkt hat, geben wohl eine instruktive Einführung in dieses bedeutungsvolle Gebiet der Frauenfrage, nicht aber einen eigentlichen Führer durch die Praxis des modernen Arbeiterinnenlebens. Nun hat uns Dr. A. Reßbach mit seinem prächtigen Buche „Die gewerbliche Arbeiterinnenfrage“

(Verlag des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine, München 1910, den langersehnten Wegweiser auf das Rezensentenpult gelegt, — ein wertvolles Werk, welches unter dem Bilde vom sozialen Körper und mit Berücksichtigung der offiziellen Statistiken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz in äußerst übersichtlicher Anordnung des Stoffes die gesamte gewerbliche Arbeiterinnenfrage behandelt, Dr. Rezbach, der verdiente Redaktor des „Sozialen Revue“, dem wir bereits eine Reihe sehr bedeutsamer sozialwissenschaftlicher Werke verdanken, war dank seiner reichen praktischen Erfahrungen, die er sich in seiner Stellung als Diözesanpräses der kath. Arbeitervereine erwerben konnte, wie kein zweiter zur Ausarbeitung eines solchen sozialen Handbüchleins berufen. Wenn wir nachstehend eine etwas einläßlichere Skizzierung dieses Buches versuchen, als sie gewöhnlich im Rahmen einer einfachen Besprechung üblich ist, so sind wir dabei von dem Bestreben geleitet, an der Hand eines solchen Auszuges die weittragende Bedeutung und soziale Tragweite der ganzen Frage nachzuweisen und weitere Kreise unserer kathol. Frauenwelt — die Mitglieder unseres Frauenbundes, wie die in der Bewegung tätigen Vereinsleiterinnen und Arbeiterinnen — zur Lektüre der sehr empfehlenswerten Schrift anzuregen. Zutreffend beschränkt der Verfasser den Begriff der gewerblichen Arbeiterinnenfrage auf jene Frauen, welche gegen Lohn beschäftigt sind und direkt bei der Produktion mitwirken. Die gewerbliche Arbeiterinnenfrage stellt sich dar als „die Frage nach den Mißständen im Leben der gewerblichen Arbeiterinnen, nach den Ursachen dieser Mißstände und nach den Mitteln zur Beseitigung dieser Uebelstände.“

Mit Recht schickt Rezbach seinen Ausführungen über die heutige soziale Lage des Arbeiterinnenstandes einen kurzgefaßten Rückblick über die historische Entwicklung der gewerblichen Arbeiterinnenfrage voraus. Die Geschichte ist auch hier die vornehmste Lehrmeisterin.

Die mit der Bildung der deutschen Städte verbundene Umbildung des wirtschaftlichen Lebens (Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft) war auch nicht ohne Einfluß geblieben auf die weibliche Tätigkeit. Nicht wenige Frauen sahen sich genötigt, ihren Erwerb im Gewerbe zu suchen — sei es als Lohnarbeiterinnen oder als selbständige Handwerkerinnen. Insbesondere beschäftigte schon damals die Textilindustrie in ihren verschiedenen Zweigen zahlreiches, weibliches Arbeitspersonal. Aber die Frau war im Mittelalter dem Manne gleichgestellt. „Sie konnte sich an allen Gewerben, auch in selbständiger Stellung, beteiligen, Sie konnte selbst Mitglied der Handwerkszünfte werden, und es gab besondere Frauenzünfte.“ Dennoch hatte auch das Mittelalter infolge eines bedeutenden Frauenüberschusses eine brennende Frauenfrage, deren Lösung es indessen wirksam und energisch an die Hand nahm (zahlreiche Klöster für die Frauen der besseren Stände, Gründung von Beguinenanstalten für diejenigen der untern Stände etc.). Die Neuzeit führte zu bedenklichen sozialen Mißständen im allgemeinen und insbesondere auch zu einer

Verschlechterung der Lage der arbeitenden Frauen. Ursachen: die Reformation, welche die Großzahl der Klöster und Beguinenanstalten hinwegfegte — die Einführung des römischen Rechts mit seiner einseitigen Betonung der männlichen Vormundschaft — die Verkehrsveränderungen (Verarmung weiter Kreise durch die Erweiterung des Marktes, Niedergang des selbständigen Handwerks, Ausdehnung der Hausindustrie) — die technischen Umwälzungen (Arbeitsteilung, Erfindung der Maschinen zur Herstellung der Textilwaren etc.), welche zu einer ungesunden Ausdehnung der Frauenarbeit führten — und endlich die Lehre des wirtschaftlichen Liberalismus, als deren traurige Folgen das Ueberhandnehmen und die Ausbeutung der gewerblichen Lohnarbeit, der Frauen- und Kinderarbeit zu nennen sind. Zustände, die namentlich in England zu förmlichen Revolten der Arbeiterschaft führten.

In Deutschland, Oesterreich und der Schweiz gelangte der gewerbliche Großbetrieb erst ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur vollen Entfaltung. Er brachte auch bei uns eine ungewohnte Ausdehnung der Erwerbsarbeit der ärmeren Frauen, namentlich der Fabrikarbeiterinnen oder Heimarbeiterinnen, und jene Trennung von Kapital und Arbeit, welche das Wesensmerkmal unseres heutigen Wirtschaftssystems bildet. Früher war Arbeit und Kapital geeint; dem Arbeiter gehörten die Werkstätte, die Werkzeuge, die Rohstoffe, das Produkt; freilich gab es auch Lohnarbeiter, aber verhältnismäßig wenige; die meisten konnten sich zur Selbständigkeit aufschwingen, die Lohnarbeiterinnen heirateten meist und schieden so aus der Erwerbsarbeit aus und die Selbständigen arbeiteten in Reih und Glied mit ihren Arbeitern und Arbeiterinnen. So war früher Kapital und Arbeit geeint, heute sind sie getrennt, nicht allgemein, aber in weitestem Maße. Der Inhaber einer großen mechanischen Weberei beispielsweise verrichtet keine Weberarbeit; wenn es gut geht, ist er der Leiter des Unternehmens, und den Weberinnen in seinem Unternehmen gehört kein Stränglein Garn, kein Webstuhl, kein Teil der Waren. Alles gehört dem Unternehmer, die Arbeiterinnen haben nur Anspruch auf Lohn. Diese Wirtschaftsweise hat den die Sache gut bezeichnenden Namen „kapitalistische Wirtschaftsweise“, weil nicht mehr wie früher die Arbeit, die arbeitenden Personen, sondern das Kapital tonangebend ist. Denn unter den beiden Faktoren Kapital und Arbeit ist das Kapital der stärkere. Das Bestreben des Kapitalisten geht, wenn sie nicht durch christliche Gesinnung, die Gesetzgebung und starke Arbeiterorganisationen daran gehindert werden, darauf hinaus, den Anteil der Arbeiter an der Produktion möglichst niedrig zu halten und möglichst viel in den eigenen Sack zu stecken. Die Tatsachen zeigen dies so deutlich, daß jedes Wort des Beweises eine Verschwendung wäre.“

Die Folgen des kapitalistischen Systems auch bei uns blieben nicht aus. Zu den ersten Persönlichkeiten, welche schon früher einen wirksamen Schutz der Arbeiterinnen forderten, gehört Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler, dessen eindrucksmächtiges Buch über „Christentum und

Arbeiterfrage“ (1863) gewiß nicht ohne tiefen Einfluß auf die weltberühmte Encyclica Leo XIII. über die Arbeiterfrage (15. Mai 1891) geblieben ist,

Während die Schweiz schon im Jahre 1877 durch den Erlaß des eidgen. Fabrikgesetzes den Arbeiterschutz durchführte, ließ in Deutschland der gesetzliche Arbeiterschutz trotz der unermüdlichen Bestrebungen der Zentrumsfraktion (unter Anführung Prof. Rißes), der Christlich-Sozialen (Ad. Stöcker) und der Sozialdemokraten bis anfangs der 90er Jahre auf sich warten.

Die Versuche zur Organisation der Arbeiterinnen in Vereinen und Gewerkschaften hatten indessen während des 19. Jahrhunderts nur geringe Erfolge zu verzeichnen. Es bleibt unseren Tagen vorbehalten, hier eine durchgreifendere Aktion zu entfalten. (Schluß folgt.)

Pflegerinnenkurse Sarnen.

Wie die letzten Jahre, so wird auch diesen Herbst ein dreißig Tage dauernder Kurs über häusliche Kranken-, Wochen- und Kinderpflege gehalten werden. Die Erfahrungen, die mit der bisherigen Lehrmethode gemacht worden sind, lassen es angezeigt erscheinen, auch den diesjährigen Kurs in der gewohnten Weise durchzuführen. Von den ca. 250 Töchtern und Frauen, welche seit Einrichtung dieser Kurse — im Oktober 1903 — dieselben besucht haben, hat sicher keine diesen Schritt bereut. Alle haben reichlichen Nutzen in gesunden und kranken Tagen für sich und ihre Umgebung geholt, und ein großer Teil übt seitdem die Kranken- und Wochenpflege berufsgemäß aus und entfaltet so eine sehr segensreiche Tätigkeit.

Diese Kurse sollen, den Intentionen der Gründer entsprechend, einen charitativen Charakter tragen. Sie wollen eine sorgfältige, verständige Kranken- und Wochenpflege hauptsächlich auch auf dem Lande und bei der Arbeiterbevölkerung fördern. Wie vielerorts fehlt es da noch an rationeller Pflege! Die Sektionen des katholischen Volksvereins können sich darum kaum zweckmäßiger sozial betätigen, als dadurch, daß sie eine geeignete Person in der Krankenpflege ausbilden lassen und sie nachher in ihrem Orte in den Dienst der Kranken stellen, für die Reicherer gegen Bezahlung, für Aermere ganz oder teilweise unentgeltlich.

Wohl nehmen diese Kurse auch Teilnehmerinnen an, die mehr nur zu ihrer persönlichen Ausbildung und für die Krankenpflege im engern oder weitem Familienkreise mit den hiezu nötigen Kenntnissen sich ausrüsten wollen. Der Hauptzweck der Kurse aber ist und bleibt die Heranbildung von Pflegerinnen, die den menschenfreundlichen Hilfsdienst am Kranken- und Wochenbette zum eigentlichen Berufe sich erwählen. Um insbesondere auch dem überall empfundenen Mangel an tüchtigen, geschulten Kräften für Wöchnerinnenpflege abzuhelpen und um es zu ermöglichen, daß auch wenig bemittelte und ganz arme Familien nach dieser Hinsicht der Wohltat einer richtigen und sorgfältigen Pflege teilhaftig

werden können, hat sich unlängst die „Schweizerische Gesellschaft für Wöchnerinnenpflege“ gebildet. Wir machen kräftige und gesunde Jungfrauen und Witwen von 20—40 Jahren, die in der Führung der notwendigsten Hausgeschäfte (Kochen, Waschen, Flicker etc.) praktisch erfahren sind und die für einige Jahre oder auf Lebenszeit der so verdienstvollen Tätigkeit der Wochenpflege sich widmen wollen, auf diese Gesellschaft ganz besonders aufmerksam. Dieselbe verleiht ihnen, wenn sie den Pflegerinnenkurs in Sarnen besuchen und nachher noch eine zirka halbjährige Probezeit zur nähern Ausbildung gut bestehen, durch geregelten Anstellungsvertrag eine sichere Existenz, schützt sie durch Versicherung gegen die Folgen von Krankheit, Invalidität und Alter und bietet ihnen im „St. Annaverein“ Anregung und Förderung zur opferfreudigen Ausübung des Pflegerinnenberufes. Es haben sich innert Jahresfrist bereits acht Pflegestationen in der Zentral- und Ostschweiz ausgebildet, an denen die St. Annaschwester mit reichem Erfolge ihre edelmütige, hingebende Tätigkeit entwickeln. Leider ist ihre Zahl noch bei weitem nicht genügend, um den vielerorts geradezu schreienden Bedürfnissen entsprechen zu können. Wir möchten daher die hochwürdige Geistlichkeit, die Volksvereine und Vorstände der Jungfrauen-, Mütter- und Arbeiterinnenvereine auf diesen neuen Blütenzweig christlicher Caritas aufmerksam machen und sie bitten, geeigneten Kräften den bevorstehenden Pflegerinnenkurs in Sarnen und den St. Anna-Verein angelegentlich zu empfehlen.

Der diesjährige Kurs beginnt Donnerstag den 3. November, nachmittags 3 Uhr, im gemeinschaftlichen Kosthaus im „Sarnerhof“. Alle Anfragen und Anmeldungen sind bis zum 25. Oktober an den ärztlichen Leiter, Herrn Dr. Jul. Stockmann in Sarnen, zu richten.

Zug und Luzern, den 16. September 1910.

Der Zentralpräsident des Volksvereins:
Dr. Pestalozzi-Pfyffer.

Der Präsident der Caritas-Sektion;
Dr. F. Bühler.

Der Direktor des St. Anna-Vereins:
Wilh. Meyer, Chorherr und Prof.

Notiz. Sektion 2. Gütigst eingesangte „Mitteilungen“ folgen in nächster Nummer.

Bluse und Rock. Diese Standardartikel der Mode sind in ihren neuesten Formen in dem unter dem Titel „Bluse und Rock“ im Verlag der Internationalen Schnittmanufaktur, Dresden-N. 8, soeben erschienenen Favorit-Sonderheft 7 (Preis nur 50 Pfg.) ausführlich beschrieben.

Das Blusenalbum zeigt nicht nur die neuesten Modiformen, sondern führt dank seiner zahlreichen technischen Artikel auch die Ungeübteste in die Kunst der Herziellung ein.

Die „St. Elisabeths-Rosen“ erscheinen jeweilen auf Mitte des Monats. Sollte ein Abonnent zu dieser Zeit die Zeitschrift nicht erhalten, so beliebe er beim zuständigen Postbureau zu reklamieren.

Insertions-Preise:

25 Cts. per Nonpareille-Zeile;
bei unveränderter Wiederholung 20 Cts.

Inserate

Bei grössern Aufträgen
und mehreren Wiederholungen
Extra-Rabatt. Stellengesuche
20 Cts. Reklamen 1 Fr.

Tuchfabrikation

Gebrüder Ackermann in Entlebuch.

Wir beehren uns, unser Geschäft unserer werten Kundschaft und einem weitem Publikum speziell auch für **Kundenarbeit** in Erinnerung z. bringen

Wir **fabrizieren Tuch** ganz- und halbwollene Stoffe für **solide Frauen- u. Männerkleider** und bitten genau auf unsere Adresse 3723

Gebrüder Ackermann in Entlebuch

zu achten. Durch die während Jahrzehnten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen in der

Tuchfabrikation

sind wir imstande **jedermann reellz. bedienen.**

Um rechtzeitig liefern zu können, bitten wir um baldige Einsendung des Spinnstoffes, Schafwolle oder auch Wollabfälle. **Gebrüder Ackermann.**

Privat-Pension Meyer

in Oberägeri, Ct. Zug. H 1999 Lz

800 M. ü. M. Ruhiges Familienleben, gute bürgerliche Küche, schöne hohe Zimmer, einfach freundl. Bedienung. Pensionspreis für 4 Mahlzeiten und Zimmer Fr. 3.50—4.— per Tag. Um nähere Auskunft und Prospekte wende man sich an die sich höfl. empfehlenden Eigentümer **Meyer & Cie.**

RÄBER & C^{IE}**BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG**

Ecke Franken-Morgartenstrasse **LUZERN**
Filiale: Kornmarktgasse

Bücher aus allen Wissensgebieten — *Fach- und Standesschriften* — *Unterhaltungsliteratur* — *Reiseliteratur u. Kartenwerke* — *Andachtsbücher* — *Feine Devotionalien*

Die **Buchdruckerei** empfiehlt sich für rasche und billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Die letzten**LOSE**

à Fr. 1.— der Geldlotterie für die k. Kirche in Neuenburg (10,405 Bartreffer, erster Fr. 40,000, weitaus vorteilhaftester Ziehungsplan) versendet gegen Nachnahme das

Zentralbureau Freiburg 609

Ziehung endgültig angeordnet auf

31. Oktober 1910

Behördlich festgesetzt. Verschiebg. gänzl. ausgeschlossen.

Magen-

und Darmleidenden wird auf Wunsch ein Buch kostenlos übersandt von J. J. F. Popp in Heide, Holstein. Popp's Heilmethode hat sich seit 30 Jahren durch einzigartig sichere Heilerfolge, Einfachheit, u. absolute Unschädlichkeit ausgezeichnet.

Buch der Wünsche.

Eine Sammlung von Gelegenheits-Gedichten und Glückwünschen für Schule und Haus von **Hedwig Dransfeld.**

Enthält Neujahrsgrüße, Namenstags- u. Geburtstagswünsche, Festaufführungen, Pollerabend- und Hochzeitsgedichte, Willkommen- u. Abschiedsverse, Jubiläums-Gedichte, Stammbuchverse u. u.

Preis 75 Cts., geb. Fr. 1.25

Breer & Thiemann

Verlag, Hamm, Westfal.

Zu beziehen durch **Räber & Cie., Luzern.**

Haushaltungsbücher

zum Einschreiben der
täglichen Ausgaben

Sehr praktisch!

Zu haben bei

Räber & Cie.
Luzern



Schuler's
modernstes
Waschmittel

PERPLEX
wäscht, reinigt und des-
infiziert von selbst.

Kirchenkerzen
Wachsrodel
Räber & Cie., Luzern.

Hübsche und billige

Papeterien

sind zu haben bei

Räber & Cie.,
Luzern.



KONGO

das beste aller
Schuhglanzmittel

SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHULER & C^{ie}.

Mellin's Nahrung

Bestes
Kindernährmittel.

Für Erwachsene bei Ver-
dauungsstörung wie Dis-
pepsie, Magen- und Darm-
Katarth ärztlich empfohlen.
In allen Apotheken u.
Droguerien.

Couverts mit Firma

liefern

Räber & Cie., Luzern



All
bewährtes
Waschmittel

Dr. LINCK'S

Fellaugen-
Mehl

garantirt frei
von-schädlichen
Stoffen.

Abonnements-Einladung.

„Armen-Seelen-Glöcklein“, Monatsschrift zum Troste der leidenden Seelen im Fegfeuer, mit einem Anhang und Beilage «Kinderfreund». Jährlich 12 Hefte, frei ins Haus M. 2.10. „Kathol. Volksbote“, Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Jährlich 24 Hefte, frei ins Haus Mk. 3.20. „St. Josephs-Glöcklein“, Monatsschrift für die Verehrer des hl. Joseph, Mitglieder des Vereins der hl. Familie, inkl. «Kinderfreund». Jährlich 12 Hefte, frei ins Haus Mk. 1.80. — Agenturen werden gegen hohen Verdienst errichtet. Beträge können in Marken oder per Postanweisungen zugesandt werden.

Wer 8 Abonnenten gewinnt und vorausbezahlt, erhält ausser Frankozusendung, Frei-exemplar, noch ein schönes Geschenk.

Zahlreiche Bestellungen erbittet

Felix Egerndorfer, Redakteur und Verleger,
Steinbruck, Post Raubling (Oberbayern).

Schönheitspflege

der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

ist nicht als Eitelkeit aufzufassen, sondern als ernste Pflicht, als ein Gebot der Achtung vor dem Werke Gottes, der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

Wenn Ihnen daran liegt, Sommersprossen, Runzeln und Falten, Teintfehler u. s. w. zu beseitigen, Schönheit und Jugendfrische bis ins hohe Alter zu erhalten und sich damit eine Quelle ständigen Glückes zu verschaffen, so wenden Sie



meine natürliche Schönheitspflege an, die auch sicher hält, was sie verspricht.

Haben Sie Vertrauen zu nachstehenden Präparaten zur Selbstbehandlung, der Erfolg ist in jedem Falle sicher, wofür ich Ihnen garantiere.

Ihr Teint!

erlangen Sie bei Anwendung des Mittels „Venus“ einen blendend reinen, jugendfrischen Teint. — Durch stete Erneuerung der Oberhaut (*Epidermis*) entsteht unmerklich eine neue Haut. Die alte Haut ist dann verschwunden und mit ihr alle Teintfehler wie Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Flecken, Runzeln, Krähenfüsse etc. Wiederkommen unmöglich.

Preis fr. 4.75.

Diesem Mittel wird gratis die Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege“ beigelegt.

In 10—14 Tagen

Ihr Haar!

Wenn Ihnen an der Erlangung schöner Haare, an der Erhaltung derselben gelegen ist, dann wenden Sie meine natürliche Haarpflegemethode „Lorelei“ an, die Ihnen schnell und mühelos zu prächtigem üppigem Haar von seidiger Weichheit und duftiger Fülle verhilft, ohne zu schaden, Unentbehrlich gegen Schuppen, Haarausfall, Kopfjucken etc.

Preis fr. 3.75. 2 Flacon 7.—

Ihre Formen!

Zur natürlichen Vergrößerung und Festigung der Büste ist „Juno“ ein sicheres zuverlässiges, schnell wirkendes Mittel. Aeusserliche Anwendung. Einmalige Anschaffung genügt.

Preis fr. 6.—

Korpulenz, starker Leib, breite Hüften nehmen normale graziöse Formen wieder an bei Anwendung von „Norma“.

Preis fr. 6.—

Ihre Augen!

Durch zielbewusste, vernünftige Behandlung lassen sich die Augen zu vollkommenster Schönheit entwickeln. Mit „Bellona“, einem vegetabilischen, absolut unschädlichen Präparat wird schon vom ersten Tage ab die Ausdrucksfähigkeit der Augen und deren Glanz erhöht. Der Blick wird frei und offen, das Auge lebhaft. Gedunsenheit und Röte der Lider schwinden, die Wimpern und Brauen werden lang, seidig und schön geschwungen.

Glasdose fr. 9.— halbe Glasdose fr. 5.—

Versand diskret

(versiegelt, ohne Angabe der Firma und des Inhaltes) gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Briefmarken).!

Adresse: **Frau H. D. Schenke, Zürich, Löwenplatz 43.**

Verlag von Räber & Cie.,
Buchdruckerei- Buch- und Kunsthandlung, Luzern.
Im Sonnenschein Ausgewählte Skizzen von
M. Schnyder, Feuilleton-Redakteur.
405 Seiten. In Original-Einband Fr. 5. —.

„Hundert wildi Schok“
vom Ziböry

broschiert Fr. 2.—, gebunden Fr. 3.—

Der Verlag **Räber & Cie., Luzern.**